Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 33

Artikel: Die Degenklinge

Autor: Brugger, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639428

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

haltende Milizen, für Frauen und Kinder. Und im Innern des Ringes war die Möglichkeit gegeben, die Mittelgruppe viel stärker zu betonen, da nun von der Spitze aus die Linien zurücklaufen und in den Gestalten der Behördevertreter auf dem Podium gipfeln. So ist eine Komposition entstanden, in der die malerische und die stoffliche Bewertung der Einzelheiten in glücklichster Weise geeint sind. Stofflich bedeutsam und malerisch bedeutsam ist nun eines.

Auch dem Nichtschweizer wird bei Betrachtung der einzelnen Typen sofort auffallen, daß sie wirkliches Leben in den Zügen tragen. Für uns Schweizer sind sie viel mehr. Alles, was wir hier sehen, ist Geist von unserm Geist. Albert Welti und Wilhelm Balmer sind wochenlang in den Bergen der Innerschweiz umhergewandert und haben reichgefüllte Studienmappen heimgebracht. Was sie dort in schönen Sommertagen gefunden, hat dann den Kartons von Albert Welti das höchst eigenartige Leben verliehen, das heute von der Wand des Saales in die Beratungen des Kollegiums der Ständevertreter hineinleuchtet.

Man kann wohl von „Leuchten" reden, denn die Farben des Bildes sind von jener satten, tiefen Glut, die man auch in den Oelbildern des Meisters bewundert. Wilhelm Balmer hat es verstanden, die farbigen Werte des Oelentwurfes genau festzuhalten. Der früher etwas düstere Saal ist wie verwandelt, seit die Landsgemeinde-Freske die Wand schmückt.

Es soll allerdings nicht verschwiegen werden, daß die Arbeit Weltis auch Gegner gefunden hat, in der Hauptsache Vertreter der Ansicht, im Freskobilde müsse die Fläche Fläche bleiben. Sie dürfe nicht zu Raum vertieft werden. Ueber die Richtigkeit dieses Axioms läßt sich reden, nur muß doch wohl in Betracht gezogen werden, von welcher Art der Raum ist, für den man das Kunstwerk bestimmt. Große flächige Figuren können ungeheuer wirken, wenn der Raum ihnen entspricht. Das wäre in unserm Falle sicher nicht eingetroffen. Die Freske ist sechs Meter hoch und zu ihrer Betrachtung bleibt nur eine Entfernung von zwölf Metern. Albert Welti, bei aller phantastischen Inspiration eine eminent sachliche Natur, hat das in Betracht gezogen, und darum hat er, unbekümmert um Mode und Richtung, die Freske so gemalt, wie sie seiner Meinung nach gerade für diesen Raum gemalt werden mußte.

Die Degenklinge.

Von Hans Brugger.

Ins Bergschulhaus, das irgendwo an einer Halde zwischen Saane und Aare stand, kam jeweilen gegen das Frühjahr der alte Küfer Ingold auf die „Stör". Er nahm alle schadhaften Zuber, Melchtern, Schöpfeimer, ja selbst das dickbauchige Jauchefaß in die Kur und fertigte auch neues Gerät. Solcher Gegenstände bedurften wir in der kleinen Landwirtschaft, die mein Vater neben dem Schulunterricht betrieb. Jeden Augenblick, wenn ich — damals ein Knirps von acht bis zehn Jahren — der Schulbank entrinnen konnte, stand ich neben dem Handwerker im Schopf draußen und sah seiner kunstreichen Hantierung zu. Aber noch viel interessanter kam mir der Ingold mit dem hagern Gesicht und spitzen weißen Kinnbart vor, weil er nach dem Abendbrot noch eine Stunde am Tisch bei meinen Eltern saß und im Schein der kleinen Hängelampe von seinen Erlebnissen und Wanderfahrten berichtete. Das war so kurzweilig, daß ich darob meine Aufgaben ganz vergaß, und nichts war mir so widerwärtig, wie der Befehl des Vaters, ins Bett zu gehen, so lange der Ingold noch am Tisch saß und vielleicht gerade seinen schönsten Humor zum besten gab: seine Erzählungen aus dem Sonderbundsfeldzug. Wenn er dieses Thema anschlug, dann nahm auch mein Vater lebhafteren Anteil am Gespräch. Sie waren beide, der Vater und der Ingold, unter dem Kommando Dufours gestanden; allein der Ingold besaß den besondern Vorzug, das Gefecht bei Gislikon mitgemacht zu haben, wessen sich der Vater zu meinem großen Leidwesen nicht rühmen konnte.

So oft ich später das Gedicht von Pfeffel „Die Tabakspfeife" las oder aufsagte, nahm dessen Hauptperson, der Invalide, unvermerkt die Gestalt des alten Ingold an. Wenn dieser an jenen Abenden auf das Hauptereignis im Heldenzeitalter seines Lebens, auf das Gefecht von Gislikon zu sprechen kam, dann erhellten sich seine Züge, und begeistert hob sich seine Stimme. Er erzählte: „Zuerst wollte es nicht recht vorwärts gehen, die Sonderbündler hatten sich gut verschanzt und pfefferten vom Hügel scharf auf uns herunter. Es lief manchem von uns kalt den Rücken hinauf. Darauf ist der Oberst Ziegler vom Roß gestiegen und hat gerufen: „Voran Kameraden, jetzt gilts!" Da war unsere Verzagtheit wie weggeblasen. Im Sturmlauf ging's bergan. Es hat ein paar meiner Kameraden gekostet. Den Sämi Berger hat's ins Gras gesteckt. Er war mir ein lieber Freund. Aber wir durften uns nicht lange umsehen. Mit einigen andern Füsilieren kletterte ich ein Bord hinauf. Oben stand ein Ländleroffizier. Erst schoß er seine Pistolen los, dann warf er sie fort und schlug wütend mit seinem Säbel um sich, der zuckte wie der „Blitzg" durch die Luft. Es war ein prächtig gewachsener Bursche. Wir hätten Kanonen genug gehabt, um ihn niederzuknallen, aber er reute uns, wir wollten ihn schonen. Von unsern Bajonetten umringt, mußte er sich ergeben. Ich packte ihn beim Arm und nahm ihm die schneidige Waffe. Da sind ihm die Tränen wie das lautere Wasser die Backen herabgeronnen. Das hat uns gerührt. Wir gaben ihm den Degen zurück, setzten ihn in Freiheit, denn wir wußten schon, daß die Bundestruppen Sieger waren. Dann schlossen wir Kameradschaft mit dem tapfern Urner. Er hieß Jörg Huser und kam vom Seelisberg her. Wir gaben ihm aus unsern Feldflaschen zu trinken und teilten unser Brot mit ihm, nachdem wir uns auf dem Bord, wo wir gekämpft, eine kurze Weile niedergesetzt hatten. Dann schied er von uns und ging übers Schwyzergebiet nach Hause. Ich und meine Kameraden sind dem Seelisberger Hirten später noch öfters begegnet, wenn er mit seinem schönen Vieh die Märkte im Unterland besuchte."

Ungefähr mit diesen Worten berichtete der alte Ingold über das Haupterlebnis seines Soldatenlebens, und wer es von neuem hören wollte, dem wiederholte er es mit größter Bereitwilligkeit. Ich lauschte seiner Rede mit verhaltenem Atem. Und wenn ich mich in meinem Bettchen zudeckte, so fuhren durch die Knabenträume die blitzenden Säbelhiebe des tapferen Sonderbündlers.

* * *

Dreißig Jahre sind darüber hingegangen. Der Knabe ward zum Manne. Dieser sieht neben sich den eigenen Stammhalter emporwachsen, ein fleißiges Schülerlein, das vorigen Frühling ins achte Lebensjahr eintrat. Als es gegen den Sommer ging, überlegte ich, welche Art Ferienfreude man dem Kleinen bereiten könnte. Was war im Gedenkjahr Schillers besseres zu tun, als eine Fahrkarte nach Luzern zu lösen und von hier aus mit dem Kleinen die Stätten aufzusuchen, die ihm durch eine mit Bildern geschmückte Ausgabe der Tellgeschichte schon so lieb und vertraut geworden waren.

In der Frühe des letzten Tages im Juli wanderten wir beide wohlgemut von Stans nach Buochs an den See. Ein Dampfboot kam und hob uns hinüber an die Tellsplatte, wo Stückelbergs Bildergruppe das Knabengemüt gar mächtig ergriff. Dann trabten wir langsamen Schritts die wundervolle Axenstraße entlang und ließen die Blicke bald niedersteigen zur blauen Seetiefe, bald an den grüngesenkten Berglehnen aufwärts klimmen bis unter die Felsenkanten des Urirotstocks. Es war ein ergreifender Anblick, das Bübchen jauzte vor Freude.

Am Abend bestiegen wir in Flüelen nochmals das Dampfboot. Mit uns auch eine Schule aus dem Aargau, welche sich und den andern Passagieren die märchenschöne Fahrt mit den bekannten Heimatliedern noch versüßte. Mein Kleiner, der sich bei der Ruine Attinghausen als kostbaren Fund eine Taubenfeder aufgelesen und auf sein grünfarbenes Hütlein gesteckt, fühlte sich glücklich wie im Himmelreich und hatte endlose Fragen zu stellen. Das Schiff hielt ein erstes Mal bei Isleten an. Urgewaltige Felskulissen reckten sich in die Höhe, fast eine Salvator Rosa-Landschaft. Von hinten im Taleinschnitt quoll etwas Gewölk hervor. Weiter ging's durch die smaragdenen Wogen. Bei Bauen verließen wir das singende Schiff, aber noch lange trug uns der Seewind seine Klänge zu.

Wir standen eine Weile verehrend vor dem Denkmal des Sängers von „Trittst im Morgenrot daher", dann stiegen wir im Bergesschatten gemächlich den Pfad hinan, der nach Seelisberg emporführte. Schöne Ruheplätzchen mit offenem Niederblick auf den dunkelfarbenen See gab es unzählige. Wir hasteten nicht zur Höhe, sondern beflissen uns, die Schönheit der Gegend, das friedvolle Wanderglück so tief als möglich auszukosten. Dennoch wäre uns ein bißchen mehr Eile besser bekommen. Als wir so weit emporgeklommen waren, daß uns der kleine Seelisbergersee entgegenblaute, vernahmen wir das mürrische Grollen eines nahenden Gewitters. Das Gewölk mehrte sich überraschend schnell und verwandelte die Farbe des Urnersees ins Graugrüne. Das Donnerrollen barst urplötzlich zu unsern Häupten, ein heftiger Platzregen fuhr hernieder. Wir waren so glücklich, in einer nahen Hütte Bergung zu finden. Das im Isental entsprungene Gewitter überwucherte die ganze Urnerseegegend, grelle Blitzschlangen umzuckten das Haupt des Fronalpstocks. Der Tag ging zur Neige. Als der Regen feiner sprühte, setzten wir unsern Weg nach Seelisberg fort. Dort sprachen wir auf den Rat eines Hirten, der ein Stück Weges mit uns gegangen war, bei der Wirtschaft zum Schützenhaus vor. Jener meinte, wenn irgendwo, so würden wir dort an dem von Fremden vielbesuchten Ort noch gute Unterkunft finden.

Im Gasthaus der Schützen von Seelisberg fanden wir allerdings ein schmackhaft Abendbrot bereit, aber ein Zimmerchen zur Rast in der Nacht war nicht mehr vorhanden, es sei alles besetzt. Der freundliche Wirt schickte seinen Buben aus, damit er in den benachbarten Pensionen Nachfrage halte. Die Antwort lautete wiederum: alles besetzt! Das Gewitter hatte sich unterdessen erneuert und seine Fittiche bis ins Urnerland ausgebreitet. Blitz folgte auf Blitz und der Regen goß wieder in Strömen. Trotz des mächtigen Gewitterschauers blieb eine fremde Dame, die uns nicht ganz bei Troste zu sein schien, auf der offenen Terrasse der Wirtschaft unterm Schirmdach sitzen und achtete nur auf die Erdbeeren, die sie Stück um Stück einer Tasse entnahm und in den Mund schob. Uns gelüstete nicht, dort draußen zu sitzen, geschweige denn unsern Wanderstab weiterzusetzen und noch bei Nacht bis Beckenried zu wandern. Da kam den guten Wirtsleuten ein hilfreicher Gedanke: vielleicht war in einem der Bauernhäuschen der Ortschaft doch noch ein Kämmerchen aufzutreiben. Der Wirtssohn war so gefällig, noch einmal auf die Suche zu gehen, und diesmal nicht vergeblich. Bald führte er uns durchs nächtliche Dunkel zu einer der Hütten, wo wir gar treuherzigen Empfang erlebten.

Die Mutter des Hüttenbesitzers, eine Greisin im weißen Haar, aber von gesundem, kräftigem Aussehen und hoher Gestalt, hieß uns zuerst in die Wohnstube treten, deren einladende Sauberkeit uns wohlig anmutete. Wir fühlten uns sogleich wie zu Hause, das prächtigste Hotel hätte uns nimmermehr solches Behagen bereiten können. Da mein Kleiner ordentlich ermüdet und schläfrig war, ließen wir uns bald in das uns beschiedene Schlafkämmerchen führen. „Wenn's Euch nur nicht zu gering ist," meinte die Greisin und ging uns mit der Ampel voran. Ich beschwichtigte ihre Bedenken aus vollster Ueberzeugung, die geringste Schlafstätte sei uns heut recht und gut.

Das Kämmerlein war im Gegenteil ein wahres Juwel von ländlicher Traulichkeit. Es war verziert mit manchen kleinen Andenken und Sinnbildern des katholischen Kults, die meinen Jungen nicht wenig interessierten. In einem Winkel fand sich eine wohl hundertjährige Truhe, darüber hing die vollständige Rüstung und Kleidung eines schweizerischen Wehrmanns. Dem Bett gegenüber stand ein altertümlicher Kasten mit bemalten Türen, er reichte bis nahe an die Diele hinauf. Auf einmal rief mein Kleiner: „Ei Vater, schau einmal, was guckt da überm Kasten hervor, ist das nicht ein Schwert?" Ich hob das Lichtlein etwas höher und erblickte den Griff eines Degens. Dann nahm ich die Waffe vom Kasten herunter, es war eine Klinge ohne Scheide. Solche Säbel trug man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Mein Kleiner wollte auch einmal solch ein Ding, einen echten, richtigen Säbel in der Hand halten. Ich gab ihm die Waffe und er fuchtelte damit großartig im Zimmerchen herum, bis ich sie ihm wieder entwand und ihn ins Bett musterte. Kaum hatte er sich ausgestreckt, man mochte bis hundert zählen, so war er schon eingeschlafen.

Ob der Kleine vom Degen noch fortgeträumt, wüßte ich nicht zu sagen. Mir aber ging, nachdem ich das Lämpchen gelöscht hatte und der Widerschein des in der Ferne verendenden Hochgewitters das Schlafgemach ab und zu erhellte, eine alte Kindheitserinnerung durch den Sinn. Der alte Ingold mit dem hagern Gesicht und dem weißen Spitzbärtchen tauchte wieder vor meinem innern Auge auf. Ich sah ihn, wie er sein Bajonett zuckte gegen den tapfern Urneroffizier und dieser ließ in verzweifelter Gegenwehr seinen blitzenden Degen kreisen.

Der folgende Tag weckte uns mit neuem Sonnenglanz. Wir hatten unser Frühstück beim Gastwirt zum Schützenhaus bestellt. Dorthin wollten wir nach rasch vollendeter Morgentoilette zurückkehren. Die Bauersleute, unter deren Dach wir genächtigt hatten, waren schon vom Frühmal aufgestanden, als wir aus dem Kämmerchen herabstiegen und nach unserer Schuldigkeit fragten. Die Forderung war so klein, daß uns dünkte, wir wären hier nur bei guten Freunden zu Gast gewesen. Wir lernten vor dem Abschied auch den Sohn der Greisin, den stämmigen, gescheit blickenden Besitzer des Heimwesens kennen. Er saß, als wir in die Wohnstube eintraten, an einer Schreibkommode, woraus ich schloß, daß er Gemeindeschreiber von Seelisberg sein möchte. Ich bemerkte zu ihm, daß der Schlafraum, wo wir gewesen, eine rechte Rüstkammer seines Hauses sei. Ja, sagte er, aber er brauche sein Kriegsgerät nicht mehr viel und werde bei der Landwehr bald ausgedient haben, beim Landsturm hoffe er indessen schon noch seinen Mann zu stellen. „Und die Degenklinge auf dem Kasten," fragte ich von der Neugier gestachelt, „die hat wohl auch einiges erlebt?" „Sie hat meinem Vater gehört, er stand einige Jahre in Fremdendienst, er tat aber auch daheim seine Schuldigkeit und drillte als junger Offizier manchen Rekruten." — „So hat er den Degen wohl öfters gebraucht?" „Nie mehr seit 1847." Als der Bauer diese Jahrzahl

nannte, stellte ich mein Fragen ein, es widerstrebte mir, an solchem Ort und Tag die Erinnerungen eines eidgenössischen Bruderkrieges aufzustören. Nur den Namen unserer guten Gastgeber wünschte ich noch in Erfahrung zu bringen. „Es hat uns unter Ihrem Dache so gut gefallen, daß wir gern wissen möchten, wem wir zu danken haben?" Der Bauer sagte: „Mein Name ist Jörg Huser." — „Den Namen Jörg haben Sie wohl auch vom Vater ererbt, wie die Degenklinge?" Der Bauer sah mich etwas verwundert an: „Sie haben's erraten." — „So leben Sie wohl, Herr Huser, wir wollen hoffen auf Wiedersehen." — „So sei es, auf Wiedersehen auf unserm Berg, und bringen Sie Ihren Jungen der Mutter gesund zurück!" Nach kräftigem Händeschütteln schieden wir von der gastlichen Hütte und schritten, mit einer neuen schönen Erinnerung bereichert, dem Schützenwirtshause zu.

Nach einer halben Stunde stiegen wir auf dem langen waldbeschatteten Zickzackwege zur Rütliwiese hinunter, zum Herzpunkt unseres schönen Schweizerländchens. Die Wiese ruhte im satten Grün ihrer Büsche und Bäume, im Schmuck ihrer blumendurchwirkten Grasflur. In der Tiefe funkelte der Widerschein der Sonn, zerteilt in Myriaden blitzender Sterne, und in goldigem Morgenduft standen im Ring die Riesenwächter des Heiligtums, die hochragenden Berge.

Der Ueberfall.

Von Gottfried Beck.

Der Gemeindeschreiber Johann Rudolf Almer von Lauterdorf im Wendelstein bekleidet neben zahlreichen besoldeten und Ehren-Aemtern seiner kleinen Berggemeinde auch dasjenige eines Amtsrichters im Lachenstatterbezirk. Der Bezirkshauptort Lachenstatt ist drei starke Wegstunden von der Residenz unseres Gemeindeschreibers Johann Rudolf Almer entfernt, und wenn dieser der Gerichtstagung beizuwohnen hat, muß er morgens früh auf Schuhmachers Rappen dorthin pilgern, denn die einzige Post, die Lauterdorf mit der Welt verbindet, trifft erst gegen Mittag von Lachenstatt ein und geht am Nachmittag wieder dorthin ab.

An einem Donnerstag im Oktober war Amtsgerichtssitzung angesagt und unser Amtsrichter von Lauterdorf hatte für die Reise zum Gerichtsort seine großen Kanonenstiefel dem Schusterhannes zur Reparatur gebracht mit dem Bedeuten, sie unbedingt bis spätestens Mittwochabend abzuliefern. Hannes hatte, ganz entgegen der Gewohnheit vielbeschäftigter Handwerksmeister, sein Wort nicht gehalten und das nach Feierabend ausgeschickte Töchterchen des Gemeindeschreibers hatte Bude und Wohnung des Schusters verschlossen gefunden. Der Gemeindegewaltige Almer, der gewohnt ist, daß ihm daheim nie in der Gemeinde alles nach Wunsch geht, geriet darob in eine hochgradige Erregung, die sich den übrigen Mitgliedern seiner zahlreichen Familie mitteilte. Schlaflos wälzten sich alle auf ihren Lagerstätten und selbst der Jüngste in der Schaukelwiege wollte sich auf die Dauer nicht beruhigen.

In den frühen Morgenstunden erhob sich ein starker Föhnwind, der quiekend durch die Fugen der hölzernen Wände blies und pfeifend und heulend um die Ecken des Gebäudes wehte. Zu allem Ueberfluß kam der junge Dorflehrer, den der Herr Gemeindeschreiber auf den Wunsch seiner Frau und aus eigener Berechnung für Kost und Logis sich ausgebeten hatte, nach durchschwärmter Nacht erst jetzt nach Hause. Denn an der Haustüre ließ sich ein unsicheres Klopfen vernehmen, das sich zeitweise zu ungeduldig polternden Schlägen verstärkte. Mit einem unfrommen Fluch und einer tückischen Drohung gegen den Lehrer schickte Johann Rudolf Almer seine Frau hinunter, um zu öffnen. Diese übernahm bereitwilligst das Amt der Pförtnerin und huschte im schlottrigen Nachtgewand treppab. Um den draußen Harrenden, der eben aufs neue mit Fußtritten die Tür bearbeitete, zu beruhigen, rief sie mit verheißender Stimme: „Nur noch einen Augenblick Geduld, Herr Frommlich, und Sie sind am Ziel ihrer stürmischen Sehnsucht!" Sie schob den Riegel zurück und drückte die Klinke nieder, als die Tür mit einem Ruck sich öffnete, der Frau Gemeindeschreiber fast die Nase platt drückend und ein durchaus unbekanntes Stiefelbein in die dämmerdunkle Spalte schlenkerte. Mit einem Schrei warf sich die zu Tode erschrockene Frau auf die Tür und klemmte mit der Kraft der Verzweiflung den Fuß des Eindringlings fest.

„Hülfe! Mörder! Diebe!" gellte sie ins Haus hinauf, während der Draußenstehende wütend auf die Tür losschlug.

In den mannigfaltigsten Kostümen, die hastiges Entsetzen zuwege bringt, stürzten der Herr Gemeindeschreiber und die sechs ältesten Söhne und Töchter herbei und bald folgte zagend auch der durch das Geschrei und den Lärm geweckte Herr Lehrer Frommlich. Die gefährliche Situation mehr ahnend als erkennend, stellten sich alle in der Reihe ihres Erscheinens neben und hinter die tapfere Hausfrau und richteten ihre vereinigten Kräfte zu stemmender Abwehr gegen die Haustüre.

Der Herr Gemeindeschreiber, mit einem verzweifelten Anlauf zu fürchterlichem Baß, schrie durch die schmale Türöffnung: „Wer wagt es, den Frieden meines Hauses zu stören?" Statt aller Antwort fauchte der zum Rasen gesteigerte Föhnsturm, vermengt mit dem Schmerzgestöhn des festgeklemmten Einbrechers, durch die Ritze und vereinigte sich mit den Angstrufen der Frau und der Kinder zu einem ohrbetäubenden Lärmen, und von obenher brüllten sich die drei ebenfalls erwachten Jüngsten die Lungen heiser. Unter den Faustschlägen des gepeinigten Gefangenen aber krachte die Haustür und drohte in Stücke zu gehen.

Die Situation steigerte sich ins Hoffnungslose. Da flüsterte der Herr Gemeindeschreiber seinen Lieben etwas zu und diese nickten ihm dräuende Zustimmung. Er eilte in seine Amtsstube, riß mit tödlicher Entschlossenheit seinen Stutzer von der Wand und lief zu dem über dem Hauseingang liegenden Gangfenster, das er vorsichtig öffnete. Mit wilder Gebärde steckte er das todbringende Rohr auf den hartnäckigen Angreifer und sah — blank gewichst und neu gesohlt seine Kanonenstiefel an der Türklinke hängen. Der eine Stiefel war bewegungslos eingeklemmt, der andere, ein hülfloser Spielball der heftigen Windstöße, baumelte an der Tür und schlug mit den stark genagelten Sohlen donnernd an sie.

Der Schusterhannes hatte die Stiefel spät in der Nacht, nachdem er unterwegs in den beiden Dorfpinten ungebührlich lang verweilt hatte, noch hergebracht und sie an der Klinke der verschlossenen Haustür befestigt.

Vor den sich sammelnden Gaffern zog sich die tapfere Besatzung mit dem Angreifer ins Innere des Hauses zurück.